

Viertes Kapitel.

Wunderschöne sonnige Herbsttage ohne Sturm und Regen. Im buntesten Farbenglanze blühten in den Gärten Asters und Georginen, langsam, langsam zogen die weißen Fäden durch die Luft. Auf den Kartoffelfeldern waren die Leute mit der Ernte beschäftigt. Lustige Feuer loderten, um die die Dorfkinde lachend und schreiend herumsprangen, unbesorgt um die unzufriedenen Mienen der Alten, denen der Boden nie genug der Früchte heut. Auf allen Chaussees, in allen Gärten ward Obst geerntet, köstliche, rotwangige Äpfel, die dies Jahr besonders gut geraten. Das Laub der Bäume, das dem Wind noch nicht zum Opfer gefallen, schillerte in allen Farben, nur hie und da fiel langsam, lautlos ein Blatt zur Erde. Noch waren die gewaltigen Herbststürme nicht über Wald und Flur dahin gebraust, die allem Reiz des Herbstes so schnell ein Ende machen.

In der Villa, die der Präsident Schönborn noch im Sommer, von seiner Schweizerreise zurückgekehrt, gemietet hatte, saß Cilli in ihrem behaglichen Boudoir mit einer Handarbeit beschäftigt. Früher hatte sie wenig Handarbeit gemacht. Jetzt konnte sie sich

stundenlang damit beschäftigen. Die Arbeit selbst war vollständig Nebensache, Mittel zum Zweck, ein Mittel, um ungestört denken zu können. Was für Gedanken flichte und häfelte die Kleine in ihre Arbeiten hinein! Was für Geschichten ersann sie sich! Der Stoff war immer derselbe, handelnde Personen immer Georg Steffens und Cilli Schönborn. Aber wieviel Variationen brachte sie da hinein! Jede Stunde, die sie mit ihm zusammen gewesen war, wurde noch einmal durchlebt. Jedesmal fiel ihr etwas neues, ein anderes Wort ein, das sie damals gewiß nicht richtig gedeutet hatte, und das doch so viel zu sagen schien. Welch wichtige, großartige Persönlichkeit wurde Georg Steffens in Cillis Augen kraft ihrer Phantasie! Wie schnell weiß Mädchenliebe einen einfachen Sterblichen zum Helden und Halbgott umzuwandeln! Er ist noch ganz derselbe, ganz gewiß. Aber mit welch wunderbar köstlichem Schmuck hat ihn die Phantasie der Liebsten behängt! Wie schnell ist aus ihm, ohne daß sie es selbst ahnt, der Held, das Ideal ihrer Jugendträume geworden, hat sie ihm alles genommen, was störend einwirken konnte, ihm alles gegeben, was ihn in ihren Augen zum Götterjüngling macht! Und so, wie sie ihn nunmehr umgeschaffen, so sieht sie ihn, liebt sie ihn, glaubt an ihn, manchmal ein ganzes Leben, bis sie der Tod von einander reißt, manchmal eine kurze Spanne Zeit, um jahrelang für einen Jugendtraum zu büßen.

Cilli war erst zwei Tage in B. Sie war vorher bei Verwandten gewesen und hatte das Glück gehabt, zu Haus schon alles eingerichtet zu finden. Wie gut ihr

ihr Zimmer gefiel! Überall hatte sie zahllose Nippes aufgestellt, überall waren japanische Fächer und Schirme angebracht. Von der Decke des Zimmers hing eine große rote Ampel herab, und überall standen kleine Polstermöbel herum, soviel, daß es nur der graziosen, leichten Gestalt Cillis möglich zu sein schien, sich da glücklich hindurchzuwinden. Über dem Sofa hing ein neues Bild, das sie sich brennend gewünscht hatte, ein Stuch vom Vierwaldstättersee bei Luzern. Wie oft saß sie, die kleinen Hände im Schoß gefaltet, dem Bild gegenüber, hörte sie im Geist die schöne, volle Männerstimme das „dolce Napoli“ singen und sah Steffens vor sich, wie er sie an jenem wundervollen Sommerabend in den See hinaus gerudert hatte.

Ob er heut kommen wird? Sie glaubte es nicht. Lotte, die sie schon gesprochen, hatte ihr gesagt, er sei auf einige Tage verreist, auf ihr Gut in der Nähe der Stadt, und sie wisse nicht, ob er heut noch ankäme. Freilich wär's möglich, daß er sich nun sehr beeilte. Ob er wohl kommen wird?

Wenn doch Luise endlich käme! Cilli hatte sie nur flüchtig auf dem Bahnhof gesprochen. Viel zu flüchtig! Sie hatte ihr doch fest versprochen, sobald als möglich zu kommen.

Da ertönte draußen die elektrische Klingel. Cilli sprang auf, ging vor den Spiegel, strich sich das Haar zurecht, zupfte an ihrem Kleid. Sie war sehr erregt.

„Fräulein von Trebbin,“ meldete der Diener. Nun wäre jede andere als Cilli vielleicht enttäuscht gewesen; aber daran dachte sie garnicht. Dazu war

sie viel zu liebenswürdig und gutmütig, dazu hatte sie auch Luise viel zu lieb. Sie wollte eben ins Nebenzimmer ihr entgegen eilen. Da stand Luise schon auf der Schwelle.

„Luise! süße Luise!“ Cilli flog in ihre Arme. Luise küßte sie zärtlich und hob sie ein paar Zoll in die Höhe wie ein Kind.

„Ach Luischen, wie hab' ich mich auf Dich gefreut.“

„Wirklich, Cilli?“ und sie drohte lachend mit dem Finger, „wer weiß? Der erste Platz in Deinem Herzen ist jetzt doch vergeben. Weißt Du, daß ich ganz eifersüchtig bin?“

Sie hatten jetzt auf dem Sofa Platz genommen, ganz nahe, so dicht, daß sich ihre Kniee berührten. Cilli war purpurrot geworden. Es war doch leichter über seine Liebe zu schreiben als zu sprechen.

„Der erste Platz! Wie Du nur so reden kannst, Luise! Als ob es in meinem Herzen wie in einem Theater einen ersten Platz gäbe! Die Leute, die ich so lieb habe wie Dich, sitzen alle auf einer Reihe.“

„Wer Dir das glaubt! Aber nun laß' Dich einmal ansehen, kleine Cilli! Auf dem Bahnhof ging es garnicht. Was bist Du für ein süßes, kleines Ding geworden, so recht zum verlieben!“

Cilli hielt ihr den Mund zu und Luise befreite sich lachend.

„Nein, Cilli, es ist mein vollständiger Ernst. Wenn ich ein Mann wäre und der anspruchsvollste dazu, ich verliebte mich augenblicklich in Dich, erstens in Dein süßes Kindergeßicht und dann in Dein Wesen. Wenn ich bei Dir bin, habe ich immer das Gefühl,

Du seiest auf meinen Schutz angewiesen, ich müßte meinen Arm um Dich schlingen, Dich mit meinem Mantel vor jedem rauhen Wind beschützen. „O säh ich auf der Heide dort, im Sturmwind Dich“,“ fing sie an mit halblauter Stimme zu singen, sprang auf: ging ans Fenster und sich wieder zu Cilli wendend, „Das haben die Männer gern, Cilli. Wir sollen immer an ihren Schutz appellieren, und ich kann ihnen das von ganzer Seele nachempfinden. Ich würde mich nie in ein Mädchen, wie ich bin, verlieben. Nie!“

Sie hatte sich nun wieder zu ihr gesetzt und Cilli, sich an sie schmiegend, sagte schalkhaft: „O Luischen, Du großer Narr! Als ob sich in Dich, so schön, wie Du bist, kein Mann verlieben könnte. Jede Wette ginge ich mit Dir ein! Wenn ich ein Mann wäre! Aber freilich, dazu wärst Du zu anspruchsvoll.“

„Still, Cilli, still,“ sagte Luise lachend, „freilich wäre ich zu anspruchsvoll. Was wärst Du denn geworden, Du kleines Mäuschen? Ein schüchternes, braunäugiges Männchen, voll Sanftmut und Zartheit, das ich in meine Arme nehmen und in Schlaf wiegen müßte. Was soll ich mit dem? Das ist nicht mein Genre. Danke doch Gott, daß man Dich nicht als Mann denken mag, daß Du ein so süßes, frauenhaftes Geschöpf bist. Darum hab' ich Dich so gern.“

„Steffens wird Dir gefallen,“ sagte Cilli ernsthaft, „der ist das gerade Gegenteil von dem ‚schüchternen braunäugigen Männchen‘, und ich werde ihn später wenn Ihr Euch besser kennen werdet, einmal fragen,

ob er meint, daß sich kein Mann in Dich verlieben könnte."

"Um alles in der Welt, thu' das nicht, Cilli," und sie lachte, daß man die weißen Zähne blitzen sah.

"Du wärest es imstande. Ich will es aber nicht. Er würde sich nur lustig darüber machen."

Sie zog sie wieder an sich und sagte übermütig: „Ich kann mich ganz in die Gefühle Deines Ritters versetzen. Ich bin glücklich wie ein Liebender, daß ich Dich hier habe und jahrelang behalten soll, denn wenn Du erst die kleine Frau Steffens bist, bleibst Du ganz hier. Nun kommt mir mein Leben auf einmal garnicht mehr so arm vor. Jetzt werde ich immer etwas haben, worauf ich mich freuen kann. Ich bin so ausgehungert nach Freude. Nun zeige mir aber Deine Bilder, Cilli."

Cilli sprang schnell auf, wobei ihr Luise lachend mit den Augen folgte.

Es handelte sich hier um kein gewöhnliches Bilberalbum. In dem Album waren die Bilder von Steffens und seiner Schwester, die sie Schönborn auf seine Bitte in Mentone geschenkt hatten. Luise durchblätterte das Buch, und Cilli sah ihr klopfenden Herzens dabei zu.

"Ist es der? Ist es der?"

Immer als einzige Antwort ein Schütteln des kleinen Kopfes, bis Cilli auf einmal dunkelrot wurde, Luise laut auflachte und sagte: „Cilli, das muß er sein."

Dann ging sie mit dem Album bis dicht ans

Fenster, um ihn, wie sie sagte, bei vorteilhaftester Beleuchtung in Augenschein zu nehmen.

Nachdem sie das Bild eine Weile betrachtet hatte, wobei Cilli auf dem Sofa sitzend sie keinen Moment aus den Augen ließ, sagte sie, die Lippen leicht gespitzt: „hm, nicht übel,“ und vertiefte sich wieder in seinen Anblick.

„Weiter nichts, Luischen?“ sagte Cilli ganz traurig. Luise lachte auf.

„Nun ja, daß er ein bildhübsches Gesicht hat, muß ich Dir wohl zugeben, und dabei ist es doch nicht der Typus des sogenannten schönen Mannes, der auf die Dauer so bodenlos langweilig wird. Die Augen und der Zug um den Mund geben dem Gesicht einen fesselnden Ausdruck. Aber die Figur, Cilli, wie ist die? Das ist die Hauptsache.“

„Sie ist wundervoll,“ sagte Cilli lebhaft, „sehr groß und schlank. In der Größe würdet Ihr beide viel besser zusammen passen. Ich bin zu klein.“

„Das thut nichts, Liebling, dann kann er Dich auf seine Arme nehmen und bis ans Ende der Welt tragen.“

„Ich wollte manchmal, Steffens hätte einen Bruder,“ sagte Cilli nachdenklich. „Der müßte ganz so aussehen wie er und wäre dann für Dich. Es ist so komisch, ich bilde mir immer ein, Dein zukünftiger Mann müßte gerade so aussehen wie Steffens.“

Luise betrachtete das Bild von neuem und sich zu Cilli wendend: „Aber weißt Du was, er sieht zu fest und übermütig in die Welt. Er müßte ein wenig gebückt und gepeinigt werden. Ich bin sehr

gespannt, ob ich mich darin täuschen werde, Cilli. Du solltest ihm Deine Liebe nicht so zeigen."

Cilli sah sie ratlos an.

"Wie soll ich es machen Luise? Das kann ich nicht. Es wäre mir zum Beispiel ganz unmöglich, Dir meine Liebe nicht zu zeigen. Ich zeige sie ihm ja auch nicht ganz. Er weiß ja garnicht, wie schrecklich lieb ich ihn habe. Ganz weiß er's nicht," setzte sie, sich zum Troste, hinzu.

Nun stellte Luise ein förmliches Verhör an.

"Was hat er für Haare?"

"Schwarze."

"Und die Augen? Cilli, was die Augen betrifft, mache ich Dir mein Kompliment. Ich kann mir's denken, daß sie Dir gefährlich wurden."

"Blau sind sie. Denk' einmal: blaue Augen und schwarzes Haar! Wenn Du sie erst in Wirklichkeit sehen wirst, wie sie fortwährend dem Gesicht einen andern Ausdruck geben! Wie übermütig sie ausseh'n können, wenn er lacht, — manchmal lachen nur die Augen, — und wie ernst . . ."

"Wenn er weint," fiel Luise lachend ein.

Nein. Ach mach jetzt kein dummes Zeug," Luise'n. Ich habe ihn auch noch nicht oft ernst gesehen."

"Siehst Du. Ich sagt' es ja."

"Sieh Dir einmal die Ohren an," sagte Cilli neckend, "sind sie nicht winzig klein? Wie fest sie an dem schwarzen Haar anliegen! Und dann der Mund!"

"Ja natürlich, und der kleine Schnurrbart über der Oberlippe ist auch pechschwarz und demzufolge

auch ‚entzückend‘. Ach Cilli, ich bin überzeugt, nach Deiner begeisterten Schilderung werde ich enttäuscht sein.“

„Seltsam!“ dachte Cilli, „das hat er auch gesagt. Nun bin ich aber wirklich neugierig,“ und der Schalk saß der Kleinen im Nacken, wenn sie an die erste Begegnung dachte.

„Wachst Du mich nicht auch noch auf die Nase aufmerksam? Ich habe gute Profile gern. Eigentlich bist Du zum totlachen, wie Du mir alle Vorzüge dieses Götterjünglings vor Augen führst.“

„Ja. Soll ich Dir noch von seinen wohlgepflegten Händen mit dem Brillantring am kleinen Finger erzählen?“

„Ach, wie mag er mit diesen Händen arbeiten!“ sagte Luise spöttisch.

„Nein, so sehen sie freilich nicht aus.“

„Ich kann mir es schon denken; es werden eben die Hände eines recht verwöhnten, jungen Mannes sein. Er sieht auch nicht aus, als wenn ihn der Ernst des Lebens und übergroße Arbeit schon sehr mitgenommen hätten. Im übrigen, kleine Maus, bist Du mir ein Rätsel, daß Du all' diese Kleinigkeiten siehst. Wenn ich liebte, wäre ich so hirnverbrannt, so hingenommen von meiner Liebe, daß ich nur im allgemeinen wüßte, ob der Mann, den ich liebe, schön oder häßlich ist. Von all' diesen Kleinigkeiten hätte ich keine Ahnung.“

„Da sieht man eben,“ sagte Cilli ernsthaft, „daß Du vom Wesen der wahren Liebe noch nichts weißt. Denk doch an Klärchen, wie . . .“

„Horch, da klingelt's! Das wird er sein! Nun aber, wehe Dir, wenn er mir nicht gefällt.“

Sie blickte lachend zu Cilli hinüber, die sich vor innerer Erregung garnicht zu helfen wußte.

Der Diener kam und präsentierte Cilli auf einem Tablett die Karte: Georg Steffens, Reservelieutenant im so und sovielten Kürassierregiment.

„Soll ich, Luisechen?“

„Ja. Warum denn nicht? Bin ich Dir nicht genug als dame d'honneur?“

„Ich lasse bitten,“ sagte Cilli zaghaft, und im nächsten Augenblick stand die große, schlanke Gestalt Steffens auf der Schwelle.

„Ich störe die Damen doch nicht?“

O nein. Er störte garnicht.

Er ging auf Cilli zu, ergriff die dargebotene Hand und führte sie an seine Lippen; dann schweifte sein Blick fragend zu Luise hinüber, deren Augen er voll auf sich gerichtet sah.

„Darf ich bitten, mich vorzustellen?“

„Ach, das hätte ich beinahe vergessen,“ Cilli erröthete leicht über ihr Versehen, „ich bildete mir ein, Sie kannten sich längst.“

„Nein, bisher noch nicht. Wenngleich ich mir denken kann, daß ich die Ehre habe, Fräulein von Trebbin gegenüber zu stehen.“

„Ja gewiß.“ Cilli lachte schalkhaft, denn sie mußte an die Worte Steffens über Luise denken. „Herr Steffens, meine Cousine, Fräulein von Trebbin.“

Eine tiefe Verbeugung von seiten Steffens, ein leichtes Neigen des Kopfes von seiten Luises; dann

fühlte sie, daß zwei Augen forschend auf sie gerichtet waren, daß sie unter diesen Blicken purpurrot und ihr im Gesicht unerträglich heiß wurde. Ein höchst unerträgliches Gefühl überkam sie. Was sollte er von ihrer Albernheit denken? Warum mußte sie auch Cilli so fixieren? Nur darum war sie rot geworden.

Die Kleine war von dieser ersten Zusammenkunft sehr befriedigt. Sie empfand eine unschuldige Schadenfreude darüber, daß ihr „stolzes Luischen“ beim Anblick ihres vorhin verspotteten Ritters dunkelrot geworden war und hatte mit heimlicher Genugthuung die bewundernden Blicke Steffens wahrgenommen, mit denen er Luise betrachtete. Dieselbe setzte sich mit einer Arbeit ans Fenster, während Cilli auf dem Sofa, Steffens auf einem der Sessel Platz nahm, zufällig so, daß er Luise voll ins Gesicht sehen konnte.

Was sollte sie bei den beiden? Sie kam sich höchst überflüssig vor. Steffens, der Cilli zum erstenmal wieder sah, betrachtete sie jedenfalls nur als notwendiges Übel. Außerdem mochte sie Steffens nicht. Luise war manchmal imstande sich nach fünf Minuten ein, ihrer Ansicht nach, maßgebendes Urtheil über diese und jene Person zu bilden.

Ob Fräulein Schönborn wußte, was ihr jetzt, wo sie im Begriff sei in die Welt einzutreten, alles bevorstände, fragte Steffens.

Nicht allein die Bälle und Gesellschaften, eine endlose Reihe von Vergügungen. Gott bewahre. Zuerst würde sie würdige Lehrerin an der Sonntagschule des Pastors M. Damit sei die Pflicht verbunden jeden Sonntag zu ihm in die Kirche zu gehen,

um sich da Sünden vorhalten zu lassen, die sie nicht einmal dem Namen nach kenne. Übrigens träfe sie alle Bekannte dort und bekäme an schönen Frühjahrs-
tagen neue Toiletten zu sehen. Dies der Sonntag. In der Woche hingegen nähe man täglich in einem andern frommen Verein, labe sich mit Zuckewasser und ergöze sich an heiligen Gesprächen. Außerhalb desselben aber dürften sich die Damen durch scharfes Kritifiziren ihrer Nebenmenschen schadlos halten; man rede ja nicht umsonst drei Stunden nur über den Zustand der Seelen. Das sei indes längst noch nicht alles. Jedes Jahr müsse Fräulein Schönborn eine Lotterie zum Besten einer Weihnachtsbescherung veranstalten, mindestens einmal jährlich in einem Wohlthätigkeitsbazar verkaufen, ungerechnet die zahllosen Arbeiten, die sie stets zu solchen Gelegenheiten anzufertigen habe, die hundert Loose, die sie, von Haus zu Haus ziehend, bei ihren Bekannten unterbringen müsse. Auch tanzen und Komödie spielen könne sie ab und zu für die armen Krüppel. Ein entsehter Blick traf ihn aus Cillis Augen, den er mit einem übermütig lachenden erwiderte.

„Habe ich nicht recht, Fräulein von Trebbin?“ er konnte es nicht sehen, daß sie so stumm dasaß, „oder meinen Sie, daß ich Fräulein Schönborn die moderne Wohlthätigkeit, an der sich die Damen der Gesellschaft beteiligen, zu kraß geschildert habe?“

Luiſe mußte über Cillis Entſetzen lachen und die Arbeit niederlegend:

„Nun, ganz so schlimm wird's nicht sein, wenn-
gleich all' diese Einrichtungen und noch mehr in

unserer Stadt bestehen. Ich selbst weiß wenig davon, da ich zu Haus reichlich zu thun habe."

Sie blickte, während sie sprach, nur Cilli an, so daß Steffens dachte, wenn sie mich doch noch einmal so ansehen möchte, wie vorhin, als ich ins Zimmer trat. Wie bringe ich sie dazu? Sie hat eigentümliche Augen. Was für lange schwarze Wimpern sie hat! — als sie, die Augen gesenkt, weiter arbeitete — und was für schön gezeichnete Brauen! Nur mußte sie heiter aussehen, so wie eben, als sie lachte und sprach. Das giebt dem ganzen Gesicht einen eigenen Reiz. Sie scheint eigensinnig und unliebenswürdig zu sein. Das gerade Gegenteil von Cilli. Sie ist unausstehlich! Und er wandte sich Cilli wieder zu, die ihn fragte, ob seine Schwester auch in dieser Weise thätig sei.

„Nein, durchaus nicht. Aber Lotte ist ein Freigeist, eine Emanzipierte.“

Hier erhob Cilli energischen Widerspruch. Das wäre Fräulein Lotte auf keinen Fall. Emanzipierte Frauen dünkte sie sich ganz anders.

„Wohl nur auf dem Veloziped,“ sagte Steffens, sich lachend zu ihr neigend, „mit der Peise im Mund, das Bierseidel in der Hand, ewig nach Tabak duftend, fluchend und wetternd, wie ein alter Unteroffizier?“

Nein, sie habe noch nie eine gesehen. Es sei aber Unrecht, daß er Lotte eine Emanzipierte genannt. Sie habe schon oft gedacht, Luise könne sich mit ihr anfreunden. Das war ein neuer Gesichtspunkt, eine Aussicht, die Steffens plötzlich verlockend erschien.

Er versuchte Luise wieder in die Unterhaltung zu ziehen: ob sie die emanzipierten Frauen leiden möge? Nein ganz und garnicht, eine Emanzipierte sei nicht Fisch, noch Fleisch, nicht Weib, noch Mann, und alles Halbe sei ihr verhaßt, sagte sie schroff.

„Und doch sollten Sie nicht so schnell den Stab brechen. Ich habe während meines letzten Aufenthalts in Paris ein paar Emanzipierte kennen gelernt, die mir die höchste Achtung abnötigten. Es kommt hierbei lediglich auf die Individualität der Betroffenen an.“

„Ach, er sei in Paris gewesen?“

Und nun begann Luise sich in die Unterhaltung zu mischen. Durch ihre Fragen angeregt, begann Steffens von seinen Reisen zu erzählen und erreichte nun, ohne daß er es eigentlich bezweckt hatte, das, was er wollte.

Luise legte die Arbeit bei Seite und die Hände um ein Knie gefaltet, hing sie mit ihren Augen an seinen Lippen. Ab und zu flog ein Blick von Steffens zu ihr herüber. Er verwirrte sie nicht mehr. Sie beachtete ihn garnicht.

Gerade als wenn ich ein alter Professor wäre, dachte Steffens und war wieder nicht zufrieden, redete aber unter dem Bann dieser Augen weiter, bis ihn eine Bemerkung Cillis unterbrach und Luise aufsprang:

„Ich muß fort, Cilli. Es ist schon spät.“

„Bitte, bitte geh' noch nicht. Herr Steffens wird Dich dann nachhaus begleiten.“

„Gewiß, sehr gern.“

Ob es ihr recht sein mochte? Warum sagt sie

kein Wort? Was für prachtvolle Haare sie hat und welch gute Figur! Zu welcher Kategorie Frauen sie wohl gehören mag? Wenn er sie näher kennen wird, wird er sich ewig mit ihr zanken. Welch angenehmen Gegensatz zu ihr Cilli bildet!

Solche Gedanken schossen ihm fortwährend durch den Kopf, während er sich ausschließlich mit Cilli unterhielt und Luise gar nicht mehr beachtete. Nach Verlauf einer halben Stunde verabschiedete sich Luise von Cilli. Steffens ging mit ihr, hielt unten die Gitterthür auf, um Luise hinaustreten zu lassen, grüßte noch einmal zu Cilli hinauf, die, am Fenster stehend, ihnen nachsah und schritt dann, sich leicht auf seinen Stock stützend, neben Luise her.

Sie sprach kein Wort, und da er ihr schönes Gesicht, neben ihr gehend, auch nicht so genau beobachten konnte, wie vorhin, war er fest überzeugt, daß der lange Weg bodenlos langweilig für ihn werden würde, und er fürchtete nichts so in der Welt, wie Langeweile.

Wenn er sich auf irgend eine Weise verabschieden könnte! Wenn ihm nur nicht das Vergnügen bevorsteht jede Woche ein paar Mal mit ihr nachhaus gehen zu müssen! Das könnte ihn beinahe von Schönborns vertreiben. Er richtete die landläufige Frage an sie: wie lange sie in B. sei. Acht Jahre. Dann könne er nicht begreifen, daß er sie nie irgendwo gesehen.

Das fände sie sehr begreiflich, denn sie ginge wenig oder gar nicht in Gesellschaften.

„Nun, damit versäumen Sie nicht viel.“

„So? ist das wirklich wahr?“

Sie sah ihn erstaunt an.

Sonderbar, was das für ein Gemisch ist! Eben macht sie mir einen gänzlich unerfahrenen Eindruck nachdem sie mir vorhin ziemlich fertig vorgekommen.

„Nein, garnichts,“ setzte er seine Rede fort. „Denken Sie sich einmal, ich träte in einen heißen, lichterfüllten Saal ein, der, einerlei ob groß ob klein, stets derart mit Menschen vollgestopft ist, daß nur ein ganz erfahrener Mann das Kunststück fertig bringt, siegreich bis zum Hausherrn vorzubringen. Hierauf beginne ich zu engagiren. Es ist der erste Ball im Winter und zahllose junge Dinger treten zum ersten Mal auf. Ich beginne die denkbar blödsinnigste Unterhaltung, über das Wetter, das Schlittschuhlaufen, den glatten Fußboden u. s. w. Ich weiß ganz genau, daß ich blödsinnig bin; aber das hilft nichts. Ich halte den thörichten Bemerkungen der jungen Dame ebenso mutig Stand, wie den Blicken der betreffenden Mutter, die ihre Tochter und alles, was mit ihr in irgend welche Beziehungen tritt, nicht mehr aus den Augen läßt, besonders wenn dies ‚Alles‘ eine sogenannte gute Partie ist. Nun beginne ich zu tanzen. Plötzlich fühle ich eine heftige Erschütterung. Ein Lieutenant, der mit übergroßer Jugend auch noch den Fehler der Kurzsichtigkeit verbindet, ist mir in die Flanke gekommen, und wenn der tapfere Kämpfe nicht meine Dame in den Staub geworfen — auf diesem Turnierplatz bekämpfen sich verschiedene Geschlechter, — so ist das nur meinem starken Arm zu verdanken, der sie sicher führte. Das sind im großen ganzen unsere Gesellschaften.“

Luise berührte diese Schilderung sehr angenehm. Wie oft hatte sie, wenn sie an den hell erleuchteten Fenstern des Oberpräsidiums vorbeigegangen war, bei sich gedacht, wenn Du doch auch einmal da oben tanzen, bewundernde Blicke könntest auf Dir ruhen lassen! Warum kannst Du Dich nicht so amüsieren wie andere junge Mädchen Deines Standes?

Nun sagte ihr Steffens, der das alles gut kannte, daß es gar nicht der Mühe wert sei. Vielleicht ging's mit vielen anderen Dingen, die sie ersehnte, ebenso.

„Ja aber, wenn das so langweilig ist, wie Sie eben sagten, warum gehen Sie alsdann jeden Winter wieder aus?“

Steffens blickte auf sie herab.

„Aus Eitelkeit! Nur aus gewöhnlicher Eitelkeit. Man will in der Gesellschaft bekannt bleiben, nicht ins Meer der Vergessenheit sinken. Außerdem ist es wie vieles andere so hergebracht, man giebt jedes Jahr seine Karte ab und läßt sich einladen. — Man lerne interessante Menschen kennen? Da täuschen Sie sich sehr. ‚Die Welt in der man sich langweilt,‘ ist in jeder großen Stadt immer dieselbe. Wir alle sind mit einem eleganten Firniß überzogen, der uns alle gleich aussehen läßt. Wir stehen alle dieselbe Angst aus, uns, indem wir irgend eine Charaktereigenthümlichkeit hervortreten lassen, lächerlich zu machen. Wir fürchten nichts so, wie gerade das. Wir wollen alle gleich sein, heucheln alle dieselbe vornehm blasirte Ruhe, belächeln jeden Gefühlsausbruch. Nicht einer, der seinem Charakter volle Gerechtigkeit widerfahren ließe! Kennen Sie nicht die alte Anekdote? Ein

Mann von Distinktion ist in einer Gesellschaft. Alle tragen schwarze Dominos, und wie er in dem Gewühl am Spiegel vorbeigeht, erkennt er sich selbst nicht mehr. Er muß sich ein Zeichen machen, sich im Spiegel zunichten. So geht es uns: wir müssen uns ein Zeichen machen, um uns aus der Menge heraus zu erkennen. Wir sind ganz so geworden wie alle andern. Glauben Sie, ich hätte Fräulein Cilli, wenn ich sechs Winter mit ihr getanzt hätte, so kennen gelernt, wie in den drei Wochen in Mentone? Ich bin überzeugt, Sie haben mich vorhin auch für einen oberflächlichen, schablonenhaften Menschen gehalten?"

Er wollte um jeden Preis wissen, wie sie über ihn gedacht hatte.

"Ich habe Sie für garnichts gehalten," sagte sie kühl.

Er lachte und biß sich auf die Lippen.

"Sehen Sie, eine solche Antwort wäre mir im 'Salon' nie zu Teil geworden. Wenn Sie ein Neuling waren, wurden Sie verlegen, hätten sich womöglich verpflichtet gefühlt, mir ein triviales Kompliment zu machen. Wenn Sie etwas gewiegter waren, benutzten Sie diese Gelegenheit, um mit mir zu kokettieren. Es wäre schade, wenn Sie in die Gesellschaft kämen. Sie würden vieles einbüßen, oder Sie könnten sich garnicht unterhalten und würden sich langweilen."

"Dann könnte ich mich ja bei Ihnen darauf einüben," sagte sie spöttisch, "welche Art der Unterhaltung wünschen Sie?"

"Selbstverständlich die, die Ihrer Individualität

entspricht," gab er ihr ebenso zurück, „ich bin blasirt und suche das Außergewöhnliche.“

„Und ich fühle mich nicht verpflichtet dem Vorschub zu leisten.“

Gleich darauf bereute sie ihre Art und sagte freundlicher: „Sie haben ja außerdem noch viele andere Vergnügungen, die Sie für diese Langeweile entschädigen.“

Er warf ihr einen forschenden Blick zu, als wollte er fragen: will sie mich aufs Glatteis führen, oder hat sie keine Ahnung, auf welche Weise sich junge Männer für die Ode der Gesellschaft schablos halten? Ein Blick in die klaren grauen Augen, die ruhig zu ihm aufsaßen, genügte ihm, um sich zu sagen, daß sie keine Hintergedanken verbergen.

„Nun ja, Sie haben recht, die Reisen und manches andere.“

„Ach ja, die Reisen! Wenn ich nur ein einziges Mal reisen könnte! So recht, recht weit.“

„Und wenn ich Ihnen nun sagte, daß Sie auch da Enttäuschungen haben würden! Wenn ich Ihnen sagte, daß ich zum Beispiel von Rom, als ich es das erste Mal sah, im höchsten Grade enttäuscht war?“

Steffens mußte über sich selbst lachen, machte sich innerlich weiblich lustig über sein Bemühen, dem jungen Mädchen klar zu machen, daß alle Freuden dieser Welt eitel seien. Wie kam er dazu? Was fiel ihm ein! So hatte er sich noch nie mit einer jungen Dame unterhalten. Er wäre gern in den alten, übermüthigen Ton verfallen; aber es gelang ihm nicht.

Sie besaß keine Leichtgläubigkeit in der Unterhaltung,

nahm die gleichgültigsten Dinge tragisch. Dazu hatte er bald herausgeföhlt, daß sie sich grenzenlos nach den Freuden des Lebens sehnte, und wollte nun — war es Gutmütigkeit oder ein unschuldiges Interesse, das er an ihr nahm — ihr begreiflich machen, daß man auch ohne das glücklich sein könne.

Er, Georg Steffens!

Vom Leben so verwöhnt, wie wenig Menschenkinder, predigte er Enthaltfamkeit! Er fand das so komisch, so ungeheuerlich, daß er am liebsten laut aufgelacht hätte.

Luiſe unterbrach ſeine Gedanken, indem ſie ſagte:

„Es iſt nicht recht, daß Sie ſo ſprechen. Sie haben mich um einen Traum ärmer gemacht. Ich reiſe manchmal in Gedanken, weil es eben nicht anders geht, und da ſtelle ich mir die Welt ſo himmliſch vor, wie Sie, der Sie ſo viel gereiſt ſind, ſich garnicht denken können. Ich ſuche dann in meinem Gedächtnis alle möglichen Bilder zuſammen, die ich ſchon im Leben geſehen, und die puße ich dann mit Farben aus, ſo brennend und glühend, wie ſie in Wirklichkeit nicht exiſtieren können.“

Während Luiſe erregt geſprochen, hatte Steffens, ſie fortwährend von der Seite betrachtend, ſie nicht aus den Augen geſaſſen. Es war ihm intereſſant zu ſehen, wie ſich ihre ſchönen Züge während dieſer Unterhaltung mehr und mehr belebten.

Nun ſagte er gutmütig:

„Träumen Sie ruhig weiter, Fräulein von Trebbin. Ich meinte es gut mit Ihnen, als ich vorhin ſo ſprach. Die alte Welt iſt trotz allem immer

noch schön genug; von Roms erstem Anblick aber sind mehr Sterbliche enttäuscht gewesen. Denken Sie an mich, wenn Sie es zum ersten Male sehen werden."

Sie schüttelte den Kopf.

"Das werde ich nie."

"Und warum nicht?" sagte er, nun sich belebend, „wie können Sie gleich so hoffnungslos aussehen, jung wie Sie sind, so thun, als wenn Sie mit dem Leben fertig wären? Als ob es Ihnen nichts mehr bringen könnte! Sie haben ja noch nicht einmal das erste Kapitel gelesen, sind noch bei der Einleitung."

"Ja doch, schon das erste Kapitel, und das war so unerquicklich und langweilig zugleich, daß ich keine Lust verspürte weiterzulesen. Aber hier bin ich an unserm Haus, adieu. Vielen Dank für Ihre Begleitung."

Und ehe er ihr noch recht Lebewohl gesagt hatte, war sie in der Hausthür verschwunden. Was war das? Der lange Weg, vor dem er sich so gegraut hatte, war schon zu Ende? Er hatte sie noch alles Mögliche fragen wollen; nun war die Zeit im Nu verflogen. Ah bah! Sie gehört zu den Unzufriedenen und Unbefriedigten, und solche Frauen konnte Steffens nicht ausstehen.

In der Ehe bringen die einen Mann zur Verzweiflung mit ihren fortwährenden Ansprüchen ans Leben, und als Mädchen stellen sie an ihren Zukünftigen die denkbar höchsten Anforderungen, um später trotzdem gründlich 'hineinzufallen', sich à la Titania in einen Esel zu verlieben. Wenn er

noch Luifens Ansichten über Verschiedenes hören wollte, geschah es nur Cillis wegen.

Es konnte ihm nicht gleichgiltig sein, was das Mädchen dachte, mit dem seine künftige Braut so eng befreundet war.

Alles für Cilli!

Von diesem frommen Spruch beschützt, konnte er ohne jede Gefahr über seine neue Bekanntschaft nachdenken. Seltsam! Sie waren beide so grundverschieden! Ob Cilli Luise genügte? Verwünscht! Wie kam ihm der Gedanke in den Sinn? Der Ärmste, der Luise von Trebbin zur Frau bekam!

Wie sicher ruhte sein Glück in Cillis Händen! Wie entzückend Cilli aussah! Warum war er nicht noch viel herzlicher gegen sie gewesen? Daran war nur die Trebbin schuld; die hatte ihn gestört. Am liebsten drehte er stehenden Fußes um, nur, um noch einmal Cillis kleine Hand in der seinen zu fühlen.

Ob er ihr, wenn sie erst seine Braut sein wird, den Verkehr mit Luifen verbieten soll? Was soll Cilli mit dieser rebellischen Natur? Sie muß rebellisch sein, und sie ist unbequem: sie denkt gewiß immer etwas, wenn sie nicht spricht. Was sie wohl über ihn denken mag? Ob sie sich im Ballsaal gut aufnehmen würde? Soll er Lotte auf sie aufmerksam machen?

Wie entzückend war Cilli!

Ja! Und welch seltsame Augen diese Trebbin hat! Donnerwetter! Jetzt wird mir's aber zu arg. Und zuhaus angelangt, warf er klirrend das Gartenthor hinter sich zu.

Luiſe war langſam die Treppen heraufgeſtiegen. Wie ſchade, daß ihr erſtes Zuſammentreffen mit Cilli ſo geſtört wurde, daß ſie ſich auf dem Nachhauſeweg dieſe Begleitung mußte gefallen laſſen!

Wenn ſie Steffens oft dort traf, würde er ſie aus dem Haus verjagen. Warum hatte ſie ſich auf Cilli gefreut? Nun kam alles wieder anders.

Er hatte ſich luſtig über ſie gemacht.

„Träumen Sie nur weiter!“

Und wie mitleidig er ſagte: „Ich meine es gut mit Ihnen.“

Was hatte er es gut mit ihr zu meinen? Was reizte er ſie zu ſolchen Unterhaltungen? Und wie er ſie fixierte, wenn er ſich nicht beobachtet glaubte! Wie ein ſeltenes Tier! Das nächſte Mal wollte ſie ihm zeigen, daß ſie ihn auf keinen Fall ernſt nahm.

Er war ihr unangenehm, und wenn alle Menſchen in der Geſellſchaft ſo waren, ſo dankte ſie Gott, daß ſie fern davon blieb. Da war ihr Paul, der ſich auch nichts daraus machte, tauſendmal lieber.

Aber ſeltſam! Noch kurz vor dem Einſchlafen mußte ſie an ihn denken. Aber nur um Cillis willen! Ihretwegen that es ihr leid, daß ſie ihn nicht ausſtehen konnte.

Nur um Cillis willen!